Ungeziefer zum Anfassen! Die Plüschversionen von Flöhen und Wanzen, Zecken und Milben laden zum Spielen und Kuscheln ein. (Bild: P. Rütsche)

Auch Ausstellungen brauchen eine Dramaturgie

Nicht wenige Beiträge in *Schule und Leben* behandeln Museumsbesuche aus dem VEKHZ-Programm. Höchste Zeit, einmal den Geheimnissen erfolgreicher Ausstellungsgestaltung nachzuspüren – am Beispiel eines Ausflugs von Hottinger Ehemaligen ins Zürcher *Kulturama – Museum des Menschen*.

Was assoziieren Sie mit einem Museum? Die Antworten dürften bei allzu vielen in etwa so lauten: Eine endlose Reihe von Exponaten. Alles hinter Glas – berühren verboten! Das Objekt steht im Zentrum, nicht das Publikum. Man ist passiv, kann nichts machen – ausser anschauen und lesen. Langweilig. Das klassische Regenwetterprogramm.

Claudia Rütsche, die Direktorin des Kulturamas, nickt. «Diese Stereotypen sind extrem hartnäckig.» Vielen Menschen würden vor allem Pflichtbesuche in (entsprechend negativer) Erinnerung bleiben – ein Zeugnis verpasster Chancen. Aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung – sie leitet die in der Schweizer Museumslandschaft renommierte Institution schon seit 26 Jahren – vermutet die Fachfrau aber noch einen weiteren, wenngleich meist unausgesprochenen Vorbehalt: «Die Abwehrhaltung gegenüber Museen hat auch etwas mit der Angst vor dem Nichtverstehen zu tun. Man fürchtet sich davor, einen komplizierten Erläuterungstext lesen zu müssen – oder gar keine Erklärung zu erhalten. Eltern haben Angst, die Fragen ihrer Kinder nicht beantworten zu können, wenn sie als Familie

ins Museum kommen.» Auch in ihrem persönlichen Umfeld wird sie immer wieder mit dieser Ambivalenz gegenüber ihrem Berufsfeld konfrontiert: «Während die einen positiv darauf reagieren, wenn ich sage, wo ich arbeite, und mehr wissen wollen, kommentieren andere lakonisch: ‹Aha …› – und wechseln das Thema.»

Zum Glück nehmen die Museen diese Stereotypen nicht einfach hin. Gerade eine jüngere Generation von Museumsverantwortlichen, zu der sich auch die 51-jährige Kulturama-Leiterin zählen darf, hat ihnen den Kampf angesagt. Wie sie dies bewerkstelligt, soll im Folgenden erläutert werden – am Beispiel der Ausstellung «Gesundheit – 7000 Jahre Heilkunst», die von einer Gruppe von Hottinger Ehemaligen im Juli besucht wurde. (Das Gespräch fand im Anschluss daran statt.)

Vorauszuschicken ist: Die Schweizer Museumslandschaft ist zwar eine der dichtesten weltweit – Claudia Rütsche nennt die erstaunliche Zahl von 1111 Institutionen –; zwischen den Möglichkeiten eines Ortsmuseums in der Provinz und des Landesmuseums in Zürich tun sich aber natürlich Welten auf. So heterogen das Angebot ist, so unterschiedlich ist auch der Erfolg im Bemühen, den beschriebenen Stereotypen etwas entgegenzusetzen. «Wo viele Mittel verfügbar sind, sind selbstverständlich auch sehr beeindruckende Ergebnisse möglich.» Sie betont jedoch: «Auch kleine und mittlere Museen können einiges bewirken, wenn sie die Herausforderung annehmen.» Ihr eigenes Haus ist ein exzellentes Beispiel dafür, wie Wissen niederschwellig und verständlich an Menschen jeden Alters und jeder Vorbildung vermittelt werden kann.

Claudia Rütsche studierte Geschichte, Ur- und Frühgeschichte, Paläontologie und Anthropologie an der Universität Zürich. Sie leitet das *Kulturama – Museum des Menschen* seit 26 Jahren.
(Bild: ©Kulturama_ Adrian Funk, Lea Häfliger, Joanna Lesniewska)

Exklusive Objekte gehören natürlich auch weiterhin zu den «Highlights» eines Museums, und diese Originale gilt es konservatorisch zu schützen. An der «Unberührbarkeit» dieser Ausstellungsstücke, die hinter Glas oder mit Schutzabstand präsentiert werden, lässt sich deshalb grundsätzlich nichts ändern. Ein solch singulärer Gegenstand war im Kulturama zum Beispiel das älteste je in der Schweiz gefundene Stück menschlichen Kots aus der Pfahlbauzeit. Hier reicht es, in traditioneller Weise die Geschichte des Exponats zu erzählen.

Anschauen und lesen (bzw. zuhören, wie im Fall der VEKHZ-Besuchergruppe, die von Claudia Rütsche persönlich durch die Ausstellung geführt wurde) darf aber nicht das Einzige sein, was ein Museum auf der Höhe der Zeit seinem Publikum zu bieten hat. Der Weg, den die Besucher/-innen durch die Ausstellung nehmen, muss quasi dramaturgisch durchdacht sein. Dabei orientiert man sich, wie im Gespräch zu erfahren war, an einer Reihe leitender Prinzipien:

Auf buchstäblich spielerische Weise versetzt die Ausstellung ihre Besucherinnen und Besucher in den Alltag eines Kindes in der Pfahlbauzeit. (Bild: ©Kulturama_ Adrian Funk, Lea Häfliger, Joanna Lesniewska)

Wissen visualisieren
Wie in vielen anderen Arbeitsfeldern (etwa in Businesspräsentationen, in den Medien oder in Lehrbüchern) gilt es auch im Museum, eine Vielzahl von Informationen in einer eingängigen, leicht überschaubaren Weise darzubieten. Diesem Zweck dienen die Mittel der Informationsgrafik. Auch das Kulturama bedient sich ihrer: So kombiniert eine Übersichtsdarstellung gleich am Anfang der Ausstellung ausgewählte Momente der «Gesundheitsgeschichte» mit der historischen Entwicklung zentraler Parameter wie der Lebenserwartung oder der Körpergrösse.

Alle Sinne ansprechen
So durchdacht das Bemühen um Visualisierung ist: «Wir legen Wert darauf, nicht nur die Augen zu ‹bedienen›. Natürlich sind Geruchs- und Geschmackserlebnisse nur bei bestimmten Themen möglich. Neben dem Hören muss vor allem der Tastsinn ernster genommen werden.» Die Direktorin verweist auf eine Studie, die gezeigt hat, dass zwei Drittel mehr Besucher angesprochen werden konnten, wenn diesen etwas zum Anfassen versprochen wurde. «Hands on» ist denn auch ein Satz, der sowohl an der Führung wie im Hintergrundgespräch immer wieder fiel (die zentralen Konzepte der Museumspädagogik – und damit auch der Fachjargon – stammen grösstenteils aus dem angelsächsischen Bereich).

Aktivitäten ermöglichen
«Hands on» heisst aber mehr als simples Berühren, wie die Direktorin erläutert. Sie verweist auf einen der «Väter» der Museumspädagogik, John Dewey (manchen als Gründer der ersten Arbeiterschulen ein Begriff), und dessen Grundsatz «Learning by doing», der auch für Ausstellungsmacher/-innen eine entscheidende Maxime ist. Besucheraktivitäten spielen eine zentrale Rolle in der Planung der Ausstellungen – nicht nur im Kulturama. «Eine Ausstellung von einem anderen Museum zu übernehmen, ist natürlich einfacher, wenn sie unserem ‹Standard› an integrierten Aktivitäten schon entspricht. Unser Team hat über die Jahre aber viel Erfahrung gesammelt, eine Ausstellung entsprechend anzureichern.»
Solche Aktivitäten können einfache Aufgaben sein. In der Ausstellung wurden den Hottinger Ehemaligen zum Beispiel Tafeln mit Gesundheitsmythen («Kaffee entzieht dem Körper Wasser», «Alkohol hilft gegen die Kälte» usw.) angeboten, um das eigene Wissen oder dasjenige der Gruppe zu testen. Andere Lernarrangements sind deutlich komplexer – an einer anderen Station würfelte man sich durch den Alltag eines Steinzeitkindes. Spiele sind wohl das Nonplusultra an Aktivitäten. So konnten sich die VEKHZ-Mitglieder in der Gesundheitsausstellung am «Herdenimmunitätsspiel» versuchen. In diesem Derivat des Mühle-Spiels ging es darum herauszufinden, wie sich die Ausbreitung eines Virus am effektivsten stoppen lässt.

Eine menschliche Hinterlassenschaft der besonderen Art: das älteste je in der Schweiz gefundene Stück menschlichen Kots aus der Pfahlbauzeit.
(Bild: ©Kulturama_ Adrian Funk, Lea Häfliger, Joanna Lesniewska)

Involvieren
Was für alle Aktivitäten generell und für Spiele im Besonderen gilt: sie sind immersiv, sie erzeugen Involvement (oder «Engagement» in der museumspädagogischen Terminologie). Wie sich dem Vorbehalt der Passivität entgegenwirken lässt, welches der geeignetste Weg ist, um die innere Beteiligung der Besucher/-innen zu fördern, ist von Fall zu Fall verschieden. Natürlich sind multimediale und digitale Lösungen verführerisch – aber sie sind auch sehr teuer. Der Weg, der gewählt wird, muss nicht nur effektiv sein (d. h. das erwünschte Ziel erreichen), sondern auch effizient (also ein sinnvolles Verhältnis von Aufwand und Ertrag aufweisen). Dabei spielen auch organisatorische Fragen eine Rolle, so Claudia Rütsche: «Bei der Suche nach der besten Lösung, um das nötige Involvement zu bewirken, ist es ein Vorteil, dass bei uns im Kulturama Kuration (Ausstellungsgestaltung) und Vermittlung nicht wie anderswo personell getrennt werden.»

Erlebnisse bieten
Natürlich vermittelt jedes Museum Wissen – aber nicht nur! «Ein Museum muss Erlebnisse bieten, sonst ist die Wissensvermittlung nicht nachhaltig», ist die Direktorin überzeugt. Die Probe aufs Exempel: Alle Informationen, auf die man stiess, wenn man sich in der Gesundheitsausstellung durch den Alltag von Kindern in der Steinzeit würfelte, lösten naturgemäss starke Emotionen aus (was sich wiederum positiv auf die Behaltensleistung auswirken dürfte).

Überraschen
Wie lässt sich Wissensvermittlung durch das Auslösen von Emotionen unterstützen? Eine ungewöhnliche, aber umso wirkungsvollere Möglichkeit ist es, uns zu überraschen. Wir alle hatten zwei Jahre lang Zeit, uns an die farbigen BAG-Plakate mit den jeweils epidemiologisch angesagten Verhaltenshinweisen zu gewöhnen. Wie hätten solche Plakate ausgesehen, wenn es sie schon zu Zeiten früherer Seuchen (Pest, Cholera & Co.) gegeben hätte? Die Ausstellungsmacher/-innen im Kulturama verzahnen mit dieser Verfremdung Gegenwart und Vergangenheit in einer Weise, wie es einem traditionellen Erklärtext nie gelingen wird.
Ebenso konnte man im Kulturama Flöhen, Bettwanzen, Krätze- und Hausstaubmilben und anderen unangenehmen «Mitbewohnern» begegnen – in Form von Plüschtieren. Einige der

So hätte das BAG in früheren Jahrhunderten kommuniziert – wenn es dann schon existiert hätte. Da Piktogramme nicht «selbsterklärend» sind, mussten die Besucher/-innen im Kulturama die jeweils passenden Verhaltenshinweise den Plakaten zuordnen.

(Bild: ©Kulturama_ Adrian Funk, Lea Häfliger, Joanna Lesniewska)

Besucher/-innen verloren, erzählt Claudia Rütsche, offenbar jede Berührungsangst vor den «herzigen Kleinen»: Ungeziefer wurde zu Kuscheltieren ...

Dialoge initiieren

Eine Ausstellung, die als Parcours angelegt ist, erzeugt automatisch einen stärkeren Austausch. Zumindest ins Kulturama kommen Besucher/-innen normalerweise nicht allein, sondern in einer Gruppe, zum Beispiel als Familie. Die Interaktion innerhalb der Besuchergruppe zu fördern ist deshalb ein wichtiges Ziel bei der Anlage der Ausstellung.

Natürlich fällt es viel einfacher, die Besucher/-innen in einen Dialog zu verwickeln, wenn sie an einer Führung teilnehmen. Aber auch dann sind auf Seiten der Vermittlungsperson Fingerspitzengefühl und Flexibilität gefragt. Die Diskussion soll ja nicht abgewürgt werden. Gleichzeitig führt der initiierte Dialog oft dazu, dass aus Zeitgründen nicht mehr alle ursprünglich vorgesehenen Stationen der Ausstellung «abgehakt» werden können.

Die kommunikationspsychologischen Faktoren in der Wissensvermittlung im Museum liegen Claudia Rütsche besonders am Herzen. Für ihre Forschungsarbeit zu solchen Gesprächssituationen ist sie denn auch 2013 mit dem Arnold-Vogt-Preis für Museumspädagogik ausgezeichnet worden.

Dem Publikum auf Augenhöhe begegnen

Die Kulturama-Direktorin verweist noch auf eine weitere kommunikationspsychologische Herausforderung: Natürlich wissen der Ausstellungsmacher und die Museumspädagogin normalerweise viel mehr über das jeweilige Thema als die Besucher/-innen. Gleichwohl soll die Wissensvermittlung nicht «von oben herab» erfolgen. «Es ist wie bei einem Arztbesuch: Als Museumsbesucherin erwarte ich, dass man mir auf Augenhöhe begegnet. ‹Expertentümelei› ist hier fehl am Platz.»

Zur angestrebten Beziehung «von gleich zu gleich» gehört auch das Vermeiden des erhobenen Zeigefingers. Das war einer der Gründe, warum das Kulturama-Team das «Herdenimmunitätsspiel» entwickelte, erinnert sich Claudia Rütsche. «Wir wollten den Leuten nicht vorschreiben, dass sie sich unbedingt impfen lassen sollten. Stattdessen ergibt sich aus der Spielerfahrung ganz von allein, dass es keine rationale Alternative gibt.»

Möglichst viele Menschen ansprechen

Eine letzte «eherne Regel» im Kulturama: Inklusion. Jede Ausstellung richtet sich an eine möglichst grosse Zahl von Besucherinnen und Besuchern. Die oben beschriebenen Aktivitäten sind gerade auch für Familien mit Kindern attraktiv, da sie gemeinsam ausgeübt werden können und zu einem regen Austausch führen.

Angebote, die nur für Kinder sind, werden abgehoben – in der Gesundheitsausstellung etwa eine Puppenstube, die ganz ohne erläuternde Worte auskam. Das Kulturama hat sich mit seinen eigens gekennzeichneten Lernpfaden und Workshops für Kinder und Jugendliche einen Namen gemacht; nicht von ungefähr gehört es zu den Schweizer Museen mit dem höchsten Anteil an Schulklassen im Besuchermix.

Die vielen Schülerinnen und Schüler, die ins Museum an der Englischviertelstrasse kommen (in der Nähe des Hottinger Schulhauses, notabene) und dort Einblicke in die vielfältigen Facetten des Menschseins erhalten, sind für Claudia Rütsche denn auch ein «Hoffnungsschimmer», was den Abbau der Museumsstereotypen betrifft. Ab und zu begegnet sie an ihrem Arbeitsplatz sogar jungen Menschen, die nach einem Besuch im Klassenverband ein zweites Mal im Museum auftauchen, mit den eigenen Eltern – «voller Stolz, nun selber Vater und Mutter durch die Ausstellung führen zu können».

Text: Peter Rütsche

Im Sinne der Transparenz möchte der Autor darauf hinweisen, dass die befragte Direktorin des Kulturamas seine Schwester ist.

Das im Text behandelte Beispiel ist eine Ausstellung der Kantonsarchäologie Luzern und des Museums für Urgeschichte(n) Zug mit Erweiterungen durch das Kulturama – Museum des Menschen.